

wand. Eine solche Brautmütze hat sich in einer Familie (Hulens) bis heute als Andenken vererbt.

Das Abscheiden eines Menschen vom Erdenleben ist in unserm Ort auch von Brauchtum begleitet. Wenn ein Mitglied der Familie gestorben ist, wird sogleich die Wanduhr angehalten. Sie steht still, bis der Tote bestattet ist. Seine Lebensuhr ist abgelaufen. Er ist in die Ewigkeit eingetreten, in der man keine Stunden zählt. Früher wurde noch in der Stunde des Verschwindens den Nachbarn der Tod angesagt, selbst mitten in der Nacht. Die Nachbarsfrauen kamen sofort, sofern sie nicht dem Sterbenden und seiner Familie in der Scheidestunde in Freundestreue beigestanden hatten. Sie leisteten dem Toten die letzten Dienste und nähten das Leichenkleid und die Rissen für den Sarg. Beim Nähen durften in den Zwirn keine Knoten gemacht werden. Die Seidenschleifen zur Verzierung des Kleides und der Rissen durften nicht durch Verschlingung des Bandes hergestellt werden, um anzudeuten, daß der Tote nicht mit ungelösten Pflichtaufgaben oder Verstrickungen in das Böse in die Ewigkeit gehen solle. Verheirateten Frauen setzte man eine Haube aus Tüll auf, jungen Mädchen und Kindern ein Kränzchen. Beim Einsargen streute man auf das Lager trockene Kräuter aus dem Weibhunde, besonders Wermut, der die Bitterkeit des Todes versinnbildeln sollte. Wenn der Herr des Hauses gestorben war, ging man in den Stall, klopfte an die Tröge und verkündete den Pferden und Kühen: „Ugge Hiär is deot!“ Das Vieh, das vom Hausvater stets mit Sorgfalt betreut worden war, sollte gleichsam mit um ihn trauern. Andererseits fürchtete man aber auch, es möchte der Tod, da er einmal im Hause sei, sonst noch selbst bei den Haustieren einschren. Auch den Bienen wurde der Tod des Hausvaters angesagt. Bis zum Begräbnistage fanden sich nach Feierabend die Nachbarn im Sterbehause zur Totenwache ein, bei der gemeinschaftlich bis gegen Mitternacht gebetet wurde. Zuweilen bringt heute noch heimlich eine Mutter, die zu Hause einen Kranken hat, einen Gebrauchsgegenstand des Leidenden und bittet, ihn dem Toten in den Sarg zu legen. Der Verstorbene soll mit ihm die Krankheit seines Eigentümers in die Erde nehmen. Auch kommen wohl Kinder und berühren verstohlen die Warzen an ihren Fingern mit den Händen des Toten in der sicheren Annahme, daß die Warzen nun verschwinden würden. Männer aus der Nachbarschaft laden im ganzen Ort zum Begräbnis ein. Der Leichenbitter trug früher in der Hand einen weißen Stab, eine Rute, die er aus der Hecke geschnitten und abgeschält hatte. Der grüne Zweig ist ein Bild des Lebens, die ab-

geschnittene, der Rinde beraubte Rute also ein Symbol des Todes. Fand der Begräbnisausager ein Haus verschlossen, so zeichnete er mit Kreide ein großes Kreuz an die Haustür. Das galt den Heimkehrenden als Einladung zur Beerdigung am folgenden Tage. Die Nachbarn läuteten die Totenglocke. Sie bereiteten auch dem Verstorbenen die letzte Ruhestätte auf dem Friedhof. Die Leiche wurde von der Geistlichkeit vom Sterbehaufe abgeholt und der Sarg von sechs Männern auf der Schulter zu Grabe getragen. Wer jenseits der Möhne- oder Westerbrücke wohnte, brachte die Leiche auf einem Leiterwagen, dem das Trauergeleite folgte, zur Kirche. Vor dem Sarge saß auf dem Wagen ein Bube aus der Nachbarschaft, der eine brennende Laterne hielt. Er sollte gleichsam dem Toten auf seinem Wege in die Finsternis des Grabes leuchten. An der Kirche wurde der Leichenzug von der Geistlichkeit empfangen. Noch heute gilt für das kirchliche Abholen einer Leiche die Möhne- und Westerbrücke als Grenze. Bei der Beerdigung von Kindern und Unerheirateten werden heute noch von weißgekleideten Mädchen Krone und Brautlicht getragen. Die Krone versinnbildet den Kranz der Jungfräulichkeit, das Brautlicht erinnert an die brennende Lampe der klugen Jungfrauen im Evangelium, die dem Bräutigam entgegen gingen. Zum Licht nimmt man einen Stab. Ausgefranzte weiße Seidenpapierstreifen werden um ihn dicht herumgelegt. Für die Krone gilt dasselbe Verfahren, nur daß sie aus einem Kranz besteht, über den zwei kreuzweise gelegte Bogen sich spannen. Von Licht und Krone flattern lange zarte Brautschleier von zierlich zu feinen Mustern geschnittenem weißen Seidenpapier. Brautlicht und Krone bleiben auf dem Grabe stehen.

Beim Bau eines Hauses zeigte sich das Zusammengehörigkeitsgefühl der Beleder wieder in echter Nachbarshilfe. Die Nachbarn und Freunde halfen nicht nur mit ihrem Rat, sondern vor allem auch durch die Tat. Viele fleißige Hände regten sich beim Ausschachten des Bauplatzes. Freundliche Nachbarn schafften ohne Entgelt Material herbei, fuhren Holz und Steine zum Bau, sie halfen am Richttag beim Zurichten der Balken, Sparren und Fachstreben, welche Arbeiten bei den üblichen Fachwerkbauten sehr umfangreich waren. Dafür nahmen sie dann auch am Richtfest teil. Der Richttag wird auch heute noch gefeiert. Er beginnt mit der kirchlichen Feier, der Hiusbüörnisse. Darauf wird der Bau gerichtet, d. h. die letzten Arbeiten am Gerüst des Daches werden getan. Nun steigt ein Zimmergeselle auf die Höhe des Daches und fängt an zu läuten, d. h. er klopft mit einem Hammer auf ein Eisen, daß es

über den ganzen Ort schallt. Der Bauherr und seine Familie, die Nachbarn und Freunde kommen herbei, und der Geselle hält seine Richtrede:

„Nun, nachdem wir den Bau gerichtet haben,  
Hochverehrter Herr Bauherr, frage ich an,  
Ob dieser Bau gut passet auf den Plan,  
Und ob er auch gut stehet in Wage und Blei  
Und zur Zufriedenheit geraten sei.

Ich frage den Bauherrn mit frohem Mut,  
Wie ihm der Bau gefallen tut.“

Der Bauherr drückt seine Zufriedenheit aus, und der Geselle redet weiter:

„Der Bauherr hat gesprochen,  
Alle haben wir es vernommen,  
Daß ihm der Bau gefällt.  
Also sei der Richtkranz willkommen.“

Der Kranz wird von einer Tochter des Hauses gebracht und oben am Giebel befestigt. Der Geselle spricht weiter:

„Hier stecke ich den Richtkranz auf.  
Gott schütze für und für diesen Bau,  
Dem Bauherrn zur Ehr und dem Hause zur Zier.“

Er leert ein Glas und ruft:

„Prosit, Bauherr! —  
Doch da hätte ich beinahe etwas gemacht  
Und der Hausfrau nicht gedacht.  
Denn ohne Hausfrau kann man nicht bauen,  
Sie sorgt für das nötige Gottvertrauen.  
Dann danke ich auch noch der Kranzjungfer wert,  
Die uns den schönen Richtkranz beschert.  
O Jungfer, ich sage dir treu und wahr:  
Ein Zimmermann sieht nicht auf krauses Haar.  
Sei sitzsam, fromm, bei Tag und Nacht  
Auf Arbeit und Sauberkeit bedacht,  
Dann wird sich finden zur rechten Zeit  
Ein Mann, der dir das Leben erfreut. —  
Nun muß ich noch für uns inmitten  
Den Bauherrn um ein Trinkgeld bitten.  
Ein Taler ist wohl nicht zu viel,

Zwei Taler wären das richtige Ziel!  
Doch wären wir Zimmerleute hienieden  
Auch, wenn es ging, mit dreien zufrieden.  
Dann auch noch ein Essen mit Braten fein  
Und obendrein noch ein Tänzelein.“

Der Geselle empfängt ein Geldstück und spricht weiter:

„Allen wünsch ich ein fröhliches Nichtfest,  
Braten tat die Hausfrau aufs best. —  
Dem Bauherrn wünsch ich den Stall voll Rinder,  
Der Hausfrau die ganze Stube voll Kinder.  
Hoppsa, heiße, Musit!  
Alle, die an diesem Tage Hand- und Spanndienste  
getan haben, sie sollen leben!  
Der Bauherr und seine Frau daneben!  
Hoch, hoch, hoch! Ich trinke auf Wohlstand und  
Glück im neuen Hause. Profit, Bauherr!“

Zu gemeinsamer Feier versammelt sich dann alles beim Nichtessen. Wie beim Bau eines Hauses, so zeigte sich die Volksverbundenheit in Beleda früher auch dann, wenn eine Heimstätte in Brand geriet. Alle halfen löschen. Jeder stellte bei seiner Aufnahme in die Bürgererschaft einen ledernen Feuereimer. Die Feuereimer wurden im Rathause aufbewahrt. In ihnen wurde im Fall eines Brandes das Wasser aus den Feuerteichen oder aus der Wester durch die sogen. Feuergassen zur Brandstätte geholt. Die Feuerzeuge in der Altstadt waren die „Mönchskiule“ an der Friedhofsmauer bei Frönnies und der Teich hinter der Schule in der Weststraße. Die letzten noch bestehenden Feuerzeuge sind der beim Lepperschen Hause in der Mittelstraße und der Bauketeich.

Wie bei einem Mosaik Steinchen um Steinchen sich zusammenfügt zu einer harmonischen Bilddarstellung, so ersteht uns aus der Gesamtheit der Bräuche, die uns von unsern Vorfahren durch viele Jahrhunderte hindurch überliefert worden sind, ein getreues Bild unserer Ahnen. Wir sehen ihre Naturverbundenheit, ihre Arbeitsamkeit und Genügsamkeit, ihre Frömmigkeit und Gemütsiefe, ihr festes Zusammenstehen in Freud und Leid. Wie Kinder das Erbe ihrer Väter heilig halten, so wollen wir das Brauchtum, das unsere Ahnen uns gegeben, in Treue hüten und wollen vor allem den Geist, aus dem es geboren, in uns weiter wirken lassen zum Segen unseres Volkes.

## Das Goldfeuer

**D**er Tag wollte schlafen, der Abend begann,  
In den Eichen verstummte der Häher,  
Es flüsterte heimlich im finstern Lann,  
Und im Grummet noch weckte ein Mäher.  
Am Brombeergerank perlte silberner Tau,  
Ein Reh zog dem Felde entgegen.  
Schon hüllte der Nebel die Wiesen in Grau,  
Und ein Glöckchen sprach hallend den Segen.

Wir standen hoch oben am schüffigen Gang  
Und sahn übers Tal in die Ferne,  
Wo eben der Mond über Steinvände sprang  
Entgegen dem ersten der Sterne.  
Es war uns so bang, und das Gruseln fing an,  
Und dennoch, wir mochten nicht gehen,  
Leis gluckste der Duell, der zum Mühnetal rann,  
Und wir wollten das Goldfeuer sehen.

Alljährlich, wenn klagend die Herbstvögel ziehn  
Und der Segen der Felder geborgen,  
Dann sieht an der Haar man es gleißen und glühn,  
Bis daß es erlischt gegen Morgen.  
Das Gold — o, ein winziges Säcklein davon,  
wie würde die Mutter sich freuen!  
Das Gold — o, ein singender, klingender Ton,  
Es würde die Sorgen zerstreuen!

Wohl manchem schon hat sich das Feuer gezeigt,  
Doch niemand hat je es gefunden,  
Denn eh man die blinkenden Schätze erreicht,  
Sind sie in die Erde verschwunden.  
Nur einmal, da hat sich ein Bursche versteckt,  
Um heimlich den Goldschatz zu heben,  
Da hat ihn das Lachen des Bösen erschreckt,  
Der ihm seine Rechte gegeben.

Der Mond zog sich Wolken vors bleiche Gesicht,  
 Und die Fichten begannen zu raunen:  
 Da, da, seht das glimmende Feuer ihr nicht?  
 Und wir sehen's mit gläubigem Staunen.  
 Der Nebel verhüllte das schlafende Thal,  
 Und darüber zog krächzend ein Reihher.  
 O selige Jugend, o gruselige Qual,  
 Zeigt einmal mir doch noch das Feuer!

Franz Resting.

### Das Rüdenloch

**D**ie alte Antrina war Wehmutter. Zu ihr kamen die ehrbaren Frauen der Stadt, um mit ihr über die ihnen bevorstehende Stunde zu sprechen und sich allerlei Kraut zu einem glückbringenden Tränklein zu holen. Zu ihr kamen auch, aber heimlich zur Stunde der Nacht, die Unglücklichen, die der Versuchung erlegen waren und nun in dumpfer Verzweiflung ihrem Schicksal entgegenbangten: der Not, der Schande und der Verachtung derer, die ein gültiger Stern vor Gleichem bewahrt hatte.

Die Wehmutter hatte ein gutes Herz, und wenn andere die Nase rümpften, so dachte sie milder und sagte: „Wer von euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!“

In einer stürmischen Winternacht, als die Jagd des wilden Jägers über den Haanen dahinbrauste, als Fackelhärends Hunde wie Wölfe heulten und winselten; als der morsche Schiefer auf dem Dache der alten Propstei klapperte und der Hahn des Kirchturms nicht mehr wußte, wohin er sich drehen sollte, klopfte es mit zagender Hand ans Fenster der Wehmutter.

Die lag halb angekleidet auf ihrem Strohsack, denn sie wußte ja, daß man in jeder Stunde kommen konnte, um sie zu holen. Schnell war sie völlig angekleidet und folgte dem schluchzenden Mütterlein, das sie um Beistand für ihre Tochter bat. Ein junges, blühendes Menschenkind von noch nicht 20 Jahren war es, das auf dem Schmerzenslager lag.

Doch wie die beiden Frauen, mutig gegen den Sturm kämpfend, den Haag hinangingen, wo ein finsternes Loch in der Bergwand

sein schwarzes Maul aufsperrte, sahen sie aus dem Loch zwei Augen leuchten, groß wie ein Taler und rotgelb wie glimmender Schwefel. Sie bekreuzigten sich und wollten weiter gehen, doch als sie sich noch einmal umwandten, folgte ihnen ein Hund, grau wie der Nebel und groß wie ein Wolf. Der legte sich vor der Behmutter auf die Straße, als wolle er ihr den Weg vertreten.

Das tat er dreimal, doch als die Alte, alle Angst tapfer niederkämpfend, ihm zum dritten Male ausweichen wollte, um ihre Pflicht nicht zu versäumen, da sprang er ihr auf den Rücken und zwang sie zur Umkehr. Dann legte er sich wieder in das rabenschwarze Loch und verfolgte mit brennenden Augen ihren Weg.

In derselben Nacht aber ging ein junges Menschenleben elend zu Grunde, und mit ihm ein zweites, welches Licht und Sonne noch nicht erblickt hatte.

Im Städtchen waren zwei Schäfer. Der eine war ein guter Hirt und ein nüchterner Mann, der andere aber ein Saufaus und Liederjahn, der oft das Wächteramt seinen halbverhungerten Hunden überließ und sich, seine Pflicht vergessend, im Kruge einen Rausch antrank.

Wieder einmal hatte er bis zur Mitternacht gegessen und dabei über den Hund gespottet, der im Rüdenloch hausen sollte. Er hätte wohl noch länger gezecht, doch der Krugwirt gebot Feierabend und setzte ihm den Stuhl vor die Türe.

Mürrisch schwankte der Trunkene durchs schlafende Städtchen, um den Weg nach Hause zu nehmen, statt ins Feld zu gehen und bei den Schafen zu wachen. Doch juist, als er die Stiege hinaufsteigen wollte, um sein Weib aus dem Bette zu klopfen, sah er auf dem Steine einen großen Hund liegen, der ihn mit glühenden Augen anstarrte und ihn mit dumpfem Knurren den Weg verlegte.

Da wurde der Saufaus schnell nüchtern und fühlte, wie sich seine Haare zu Berge richteten. Er wollte um Hilfe rufen, aber seine Stimme versagte. Er wollte fliehen, doch seine Knie versagten den Dienst. Endlich wankte er mit schlotternden Knien davon, dem Felde zu, der Hund folgte ihm bis zum Rüdenloch und blickte ihm von dort nach. Der Schäfer schaute sich jedoch nicht mehr um und schlief fortan in jeder Nacht bei seiner Herde.

Zwei junge Burschen kamen vom Tanze heim. Sie hatten ein Mägdlein bei sich und wollten es nach Hause begleiten. Es war in der Johannisnacht.

Unterwegs begegnete ihnen der Nachtwächter. Den fragten sie, ob er den Grauhund nicht gesehen habe, sie möchten ihm gerne begegnen und ihm das Fell gerben. Der Wächter verwies ihnen ihren Frevelmut und sagte: „Wenn er euch einmal begegnet, so denkt nur an eure eigene Haut. Könnte sein, daß daraus eine Gänsehaut würde.“

Die Burschen lachten und stimmten das Lied vom lustigen Kupferschmied an, obschon sie der Wächter zur Ruhe mahnte. Doch kaum hatten sie die erste Strophe gesungen, da sprang der Graue dem, der am lautesten sang, auf den Rücken, so daß er zu Boden fiel und sich im Staube wälzte. Dem zweiten erging es nicht besser. Das Mägdelein aber hielt dem Hunde das goldene Kreuzlein entgegen, das sie auf ihrer Brust trug und befahl ihm im Namen des Herrn, von ihr zu weichen.

Da begann der Hund zu winseln. Seine flackernden Augen erloschen. Er duckte sich, als träfe ihn die Peitsche. Winselnd kroch er davon und verschwand im Rüdenschloß.

Nie wieder haben die beiden Burschen begehrt, dem Grauhund zu begegnen. Sie nahmen abends vielmehr einen Weg, der nicht an dem verrufenen Orte vorüberführte. Wer aber nach Beleckte kommt, der lasse sich den Platz zeigen, den man noch heute das Rüdenschloß nennt.

Franz Kesting.

## Jörn Heesen

**H**och oben am Walde, am ragenden Tann,  
Da wohnte Jörn Heesen, der zornige Mann.  
Die dunkelnden Wälder, das wogende Feld  
Sie hörten Jörn Heesen und auch noch viel Geld.  
So weit er nur schaute ins bergige Land,  
War alles gehorsam dem Wink seiner Hand.  
Nur einer noch war, der zu trocken gewagt,  
So oft ihn auch Jörn nach dem Acker gefragt.  
Vier Hufen nur waren's, und alt war das Haus.  
Da wohnte Hans Wiffel und zog nimmer aus.  
Es bot ihm der Jörn einen Beutel voll Gold,  
Den jüngst er gewann, als die Würfel gerollt.

„Bierhundert Dukaten, Hans Wiffel, sind dein,  
 Nimm hin diesen Beutel, der Acker ist mein!  
 Bierhundert Dukaten, und weit ist die Welt,  
 Leb froh ohne Sorgen, wo dir es gefällt.“  
 Da maß ihn der Bauer vom Kopf bis zum Fuß  
 Und spie auf die Erde und ging ohne Gruß. —  
 Der eine aber erblaßte vor Wut.  
 Hans Wiffel, Hans Wiffel, nun sei auf der Hut!  
 Drei Monde, sie schwanden dahin seit der Stund.  
 Es dräute die Nacht, und es bellte der Hund.  
 Und als nun Hans Wiffel durchs Fenster gesehn,  
 Da blieben die Haare zu Berge ihm stehn.  
 Es brannte die Scheune, es flammte sein Haus,  
 Laut heulte der Nordwind mit wildem Gebraus.  
 Und als sich der Bauer zum Löschen gewandt,  
 Entsaß bald der Eimer der schwieligen Hand.  
 Ein zischender Pfeil drang ihm tief in die Brust,  
 Wild lachte Fürn Heesen in teuflischer Lust,  
 Und flammende Lohe bei heulendem Wind  
 Verzehrte den Bauern, sein Weib und sein Kind.  
 Zweihundert Dukaten Fürn Heesen noch bot,  
 Zweihundert Dukaten, vom Blute so rot.  
 Und wo auf vier Hufen das Haus einstens stand,  
 Da pflügte Fürn Heesen mit eigener Hand.  
 Die Stätte, wo ehemals Fürn Heesen gehaust,  
 Liegt öd und zerfallen, vom Sturme umbraust,  
 Nur hier noch und da ein zerborstener Stein  
 Schläft moosübersponnen vorm Walde am Rain.  
 Fürn Heesen aber der starb und verdarb,  
 Seit der sich durch Blut die vier Hufen erwarb.  
 Er irrt nun des Nachts durch die Wälder und Au'n,  
 Vom Teufel geheßt, wie ein Teufel zu schau'n,  
 Von brennendem Mantel die Schultern umhüllt,  
 Und trägt einen Sack, ganz mit Steinen gefüllt;  
 Die Steine des Feldes, das einst er erwarb,  
 Als nächstens Hans Wiffel im Feuer verdarb.  
 Nun sucht er den Ort, wo als trennendes Mal  
 Die Quadern gestanden, die vier an der Zahl.  
 Belastet mit ihnen, so schwer, ach so schwer,  
 Irret er in den Wäldern und Feldern umher.  
 Er sucht ihre Stelle und findet sie nicht,

Bis einst ihn erlöset das jüngste Gericht. —  
 Der Nordwind schnob wild durch die bergigen Höhen,  
 Da mußte ein Jäger des Weges noch gehn,  
 Des Weges am Heesenberge entlang.  
 Es wurde dem Jäger so schaurig und bang.  
 Da habe ich selbst auf den bergigen Höhen  
 Fürn Heesen im flammenden Mantel gesehn.

Franz Resting.

Aus: Ranken und Rosen. Berl. F. Laumanns, Lippstadt.

### Das Haarmännchen

**G**ehst nächstens du über die schlafende Haar,  
 Von Menzel bis hin zum Haarhärmen\*),  
 So denk nicht, du wärst aller Sorgen schon bar  
 Und könntest daheim dich bald wärmen.  
 Das Haarmännchen kroch aus der Linde hervor,  
 Bei Menzel am Haarweg zu finden,  
 Zu büßen, was frevelnden Wuts es beschwor,  
 Zu büßen der Wuchergier Sünden.

Die Wege verwischt es mit nebelndem Hauch,  
 Du irrst, wie vom Irlicht geblendet,  
 Du siehst nicht den Weiser, siehst Baum nicht und Strauch.  
 Der Himmel kein Sternlicht dir sendet.  
 Oft gibt dir der Spuk nur ein stilles Geleit,  
 Oft springt er dir jäh auf den Rücken,  
 Bis daß dich ein ragendes Kreuzbild befreit  
 Von qualvollem Würgen und Drücken.

Und hechelt am Weg ein zottiger Hund  
 Mit Augen wie glühende Kohlen,  
 Das Haarmännchen ist's, das in nächtlicher Stund  
 Umherschleicht auf knisternden Sohlen.  
 Und hockt noch im Felde ein Raufutterbund,  
 Nachdem längst die Ernte geborgen,  
 Das Haarmännchen steckt in dem traurigen Schwund  
 Und wartet hier still auf den Morgen.

\*) Haarhärmen: Risse auf der Haar, früher Fuhrmannswirtschaft.